Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 35 (1953)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 27. Februar 1953 Erscheint jeden Freitag 32. Jahrgang Nr. 9

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Steigendes Unbehagen

El. St. Das Urteil im sogenannten Verleumderprozess Dr. Müllers gegen Redaktor Rodel und Nationalrat Schümperli wirft in den breitesten Kreisen hohe Wogen. Dies ist auch nicht verwunderlich. Im Gegenteil, wenn das Schweizer Volk beginnen würde, solche Dinge unbesehen zu schlukken und zu verdauen, so wäre es schon bedenklich um sein Verantwortungsgefühl in öffentlichen Dingen bestellt. Dieses Urteil wurde weitherum mit Unbehagen erwartet, und die Empörung darüber geht im Querschnitt sozusagen durch alle politischen und sozialen Kreise, handelt es sich doch um einen schweren Angriff auf eines der Grundrechte unserer Verfassung.

Skandale, Verbrechen, schwere und leichte Vergehen wird es immer wieder geben. Der Schwerpunkt ihrer Erledigung liegt in der Art und Weise, wie sie von unseren Gerichten beurteilt werden: in einer dem Rechtsgefühl des Volkes in seiner breitesten Schicht und seiner rechtdenkenden Gesinnung entsprechenden Art und Weise. Das Volk will Vertrauen haben können zu seinen Gerichten, und da hapert es in letzter Zeit des öfteren. Der «Cavi»-Prozess hat einen Sturm der Entrüstung ausgelöst, ebenso der Revisionsprozess Richter, der aufgedeckt hat, mit welcher Oberflächlichkeit und persönlichen Voreingenommenheit ein Unschuldiger für zehn Jahre eingesperrt worden ist — und nun schlägt das Arboner Urteil jeglicher Auffassung von Recht und Gerechtigkeit ins Gesicht.

Die Situation um Nationalbankpräsident Dr. Müller war ja seit dem Steuer-Skandal bei der Firma Löw sehr heikel. Er hat sich in widersprechende Aussagen verwickelt, hat seine hohe Stellung erwiesenermassen dazu missbraucht (Plädoyer Dr. Huber), um auf Verwaltungsorgane und einzelne Beamte einen Druck auszuüben, Tatsachen, die durch die Presse, die Gerichtsverhandlungen genügend bekannt geworden und erwiesen sind. Es geht ja letzten Endes für das Schweizer Volk darum, ob Dr. Müller auf seinem hohen Posten noch tragbar ist, und zwar um dessentwillen, was ihm in seinem Verhalten im Löw-Handel vorgeworfen wird, und wegen der ganzen unverständlichen Art und Weise seines Verhaltens, die ihn daran verhindert hat, sein Amt — bis zur Liquidation des Falles wenigstens — an den Bundesrat zurückzugeben. Die Geschichte der Interpellation von Nationalrat Schümperli im Nationalrat, des später auf Grund sorgfältigster Erkundigungen verfassten und in der «Arbeiter-Zeitung» des Kantons Thurgau erschienenen Artikels ist bekannt. Dieser bildete den Grund für Dr. Müller zur Klage gegen die Herren Schümperli und Rodel.

Das Urteil des Arboner Bezirksgerichts, das es übrigens in Krankheitsabwesenheit seines Präsidenten, als einzigem dem Gericht angehörenden Juristen, ausgebrütet hat, bedeutet eine absolute Ungeheuerlichkeit. Es gesteht den Angeklagten mehr oder weniger Gutgläubigkeit zu, erklärt Schümperli für unschuldig und verhängt zugleich ziemlich saftige Strafen. Man denkt dabei unwillkürlich an jenen Vater, der seinen Buben dabei erwischt, wie er beim Nachbarn in rauhen Mengen Birnen und Zwetschgen stiehlt. Er sagt ihm: Konradli, eigentlich hast du recht, denn es ist eine Sünde vor Gott, wie der alte Geizkragen das alles verderben lässt. Aber schau, Konradli, ich muss dich trotzdem verprügeln. Denn der alte Herr daneben ist ein grosser Bonze, das Haus, in dem wir wohnen, gehört ihm, er hat überall seinen Einfluss, und da muss ich ihm wenigstens sagen können, ich hätte dich wegen der gestohlenen Zwetschgen ganz gottsjämmerlich verhauen, dann ist er schon zufrieden!»

Ja, so ungefähr wirkt das Arboner Urteil auf die Oeffentlichkeit! Nun ist aber diese Oeffentlichkeit nicht im geringsten gewillt, solche Angriffe auf die Pressefreiheit oder auf andere in der Verfassung garantierte Volksrechte so ohne weiteres zu schlucken. Und das ist gut so; es ist ein Zeichen, dass im Volk noch genug gute geistige Substanz vorhanden ist, um solche Uebergriffe auf Verfassungsrechte zu erkennen und abzuwehren. Langsam und von allzu vielen unbeachtet vollzieht sich auch bei uns ein Prozess, der dahin geht, unbequeme Rufer in der Wüste durch materiellen Terror, Entzug der Stellung, der Ehre, der Existenz zum Schweigen zu bringen. Denn wir müssen ehrlicherweise zugeben, dass es heute schon im Grossen und Kleinen Mut und Unabhängigkeit braucht, um in dunkle Ecken zu zünden. Auf diese Weise bereitet man langsam und stetig gewissen Machtgruppen den Weg — es wäre gut, wenn der Schweizer Ohren und Augen gut offenhalten und aus der neuen Weltgeschichte etwas mehr lernen würde.

Noch dürfen wir glauben, und tun es gerne, dass unsere Gerichte integer, unbestechlich sind. Aber sie sind verpolitisiert, und wenn es eine Instanz geben sollte, welche ausser- und überhalb des ganzen politischen Proporzsystems stehen sollte, so sind es wohl die Gerichte, die Rechtsprechung. Arbon darf sich nicht wundern, wenn von einem Klassenurteil gesprochen wird, und der weitere Verlauf des Prozesses wird nun erweisen, was im Kanton Thurgau heute stärker ist: Partei- oder Rechtsbegriffe. Das Obergericht hat keine leichte oder beneidenswerte Aufgabe zu erfüllen und es wird ihm nicht viel anderes übrig bleiben, als einen salomonischen Ausweg zu finden, der aber wiederum niemanden befriedigen wird. Denn die Oeffentlichkeit wünscht einen klaren Rechtsspruch. Jedenfalls sollten verschiedene Wagen der heiligen Justitia im Land herum zu einer gründlichen Revision in kontrollierte Eichstätten gegeben werden, denn etwas hapert da entschieden in der letzten Zeit, und das Vertrauen breiter Schichten in den Begriff Gerechtigkeit, so wie mit ihm von gewissen Instanzen umgesprungen wird, steht momentan ziemlich tief.

Aus dem Leben intellektueller Frauen

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, eine Reihe von intellektuellen Frauen zu interviewen, und es war interessant, einiges aus ihrem Berufsleben zu vernehmen.

Eine Verlegerin erzählte:

«Wem nicht je ein Quentlein Unternehmungsgeist, Organisationstalent und Grosszügigkeit in die Wiege gelegt worden ist, wird kaum den Beruf einer Verlegerin ergreifen.

Es sind jetzt eine ganze Reihe von Jahren her, als mir mein Vater, der eine mittlere Landdruckerei betrieb, nach dem 9. Schulexamen eröffnete, er habe mir einen «Webstuhl», das heisst, eine Setzmaschine gekauft, an der ich mir in Zukunft die Zeit vertreiben könne. Obwohl ich mich während der schönen Schulzeit recht wenig um das Mysterium der «Schwarzen Kunst» bekümmert habe, vielmehr mit hochfliegenden Plänen in akademischer Richtung liebäugelte, liess ich mir gehorsam einen grauen Setzermantel um die, ach! damals noch schlanken Lenden schlagen und setzte mich etwas resigniert an das kleine Wunder der Technik, das da eben aufmontiert worden war und ein kleines Vermögen gekostet hatte. Ein Instruktor brachte mir die praktischen Kenntnisse dieses Maschinensetzens bei. Rasch lernte ich den komplizierten Mechanismus meines «Webstuhls» kennen, und bald war ich imstande, sämtliche Setzerstifte unseres Betriebes mit meinen Fachkenntnissen in den Schatten zu stellen.

Was aber die Hauptsache war: ich konzentrierte mich heftig auf die abzulesenden Manuskripte und fand es hochinteressant, über alle Gebiete des Lebens unterrichtet zu werden, sei es nun Literatur, Kunst, Sport, Haushalt, Gerichtssaal und die böse Politik. Weil unser damaliger Redaktor bereits ein «altes Knäblein» war und nach meiner Ansicht etwas zuviel mit Kleisterpinsel und Schere jonglierte, fasste ich als nächstes Ziel den Redaktionsstuhl ins Auge. Leider aber sollte es doch noch ein Weilchen dauern, bis ich die Setzklaviatur mit der Feder vertauschen konnte. Als ich dann endlich am Redaktionspult sass, trug ich für zwei Jahre lang die Verantwortung für eine Landzeitung. Später wurde ich abgelöst, weil mir vor allem die Politik zum Halse heraushing, und ich behielt nur noch den Unterhaltungsteil und die Frauenseite. A propos: Frauenseite! Das war eigentlich ganz mein Fach, und so kam ich allmählich auf die fixe Idee, selber, nach eigenem Geschmack und Programm, nach bestimmter Zielrichtung eine Frauenzeitschrift herauszugeben. Für eine Redaktorin ist es das Idealste, wenn sie ihr eigener Verleger sein kann, dann gibt es keine Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Instanzen. Was aber an Arbeitskraft, Energie, zähem Durchhaltewillen, Optimismus, Unverdrossenheit, vor allem aber an finanziellen Mitteln geopfert werden muss, um bestehen zu können, das wissen — neben den Göttern — nur die, die selbst die Leiden und Freuden des Verlegerberufes gekostet haben.»

Eine Aerztin

«Wie ich zur Medizin kam, das möchten Sie wissen», sagte die junge, freundliche Aerztin zu mir, bat mich Platz zu nehmen, und dann fing sie an: «Auf dem Umweg über die Naturwissenschaften. Am Anfang war nur das wache Interesse an allem, was kreucht und fleucht, an Tieren, Vögeln, Insekten, und die grosse Liebe zu den Blumen, Steinen, den Bergen, item, an allem, was Natur heisst, und dazu gehörte eben auch der Mensch. Die ganze belebte Natur erregte meine staunende Bewunderung und den Wunsch, in die letzten Kenntnisse einzudringen. Erst nach dem ersten propädeutischen Examen, nach Ablegung der Prüfungen in Botanik, Physik und Chemie entschied ich mich i n n e r l i c h zur Medizin, Anatomie und Physiologie begeisterten mich; die wundervolle Zweckmässigkeit in Bau und Funktion der Organe liessen mich tiefe Zusammenhänge ahnen. Dann kamen die Vorlesungen über den kranken Menschen, dem auch ich helfen wollte, die pathologische Anatomie und die Klinik; der Kontakt mit dem Kranken selbst. Aus seiner Tätigkeit und seinen Lebenserwartungen herausgerissen, lag er nun krank da, hatte vielleicht arge Schmerzen oder kämpfte mit dem Tode; der eine nahm jeden Tag, der ihm noch beschieden war wie ein Geschenk, der andere wie eine Bürde und hatte sich innerlich abgelöst von der Welt. Man bangte in den schweren Tagen der Krankheit mit dem Kranken, man erlebte die Freude der Genesung oder die Enttäuschung des Rückfalles mit ihm oder stand erschüttert vor der Grösse des Todes, der alle Qual auslöscht. Durch alle klinischen Semester hindurch schwang das grosse Glück mit, all dies Grosse lernen zu können, Anteil zu haben an den erschütternden Erlebnissen des Geborenwerdens, des Krankseins und Sterbens. Und aus diesem Miterleben erst kam der Wunsch, mitzuhelfen, dass das Geborenwerden leichter gehe, das Kranksein weniger schmerzlich sei und das Sterben vom Kranken weniger qualvoll empfunden werde.

Nach dem Staatsexamen und der Doktorarbeit kam dann die herrliche Zeit einer fast zehnjährigen Land- und Bergpraxis, wo ich ganz allein auf mich selbst gestellt, die Verantwortung selbst tragen musste, und wo es galt, in richtiger Bewertung aller Symptome und Umwelt-Situation das Gelernte am rechten Ort richtig anzuwenden. Ich bin unendlich glücklich, dass mein Leben aufgefüllt ist mit Dienen und Helfen am kranken Menschen.»

Was sagte die Rechtsanwältin?

«Ich besitze kein leichtes Handwerk, aber es ist mir trotzdem eine Genugtuung, im Dienste des Nächsten zu stehen. Ich liebe den Kampf um die Gerechtigkeit, denn etwas anderes ist meine Arbeit nicht; ich möchte sie unter keinen Umständen aufgeben, obgleich ich Gattin und Mutter bin und ein vollgerüttelt Mass von häuslichen Pflichten habe. Das Leid und die Sorgen meiner Klienten liegen mir sehr am Herzen und lassen mich oft die eigenen ganz vergessen. Mit grossem Interesse nehme ich jeden neuen Fall auf und bin mit ganzer Seele dabei, wenn es gilt, ein bedrängtes Menschenkind zu verteidigen und ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Ich weiss, dass wenigstens heute noch die Frau als Anwalt eine Lücke ausfüllt. Wenn ich auch nicht sagen kann, dass meine Klienten in erster Linie aus alleinstehenden Frauen bestehen, so machen sie doch einen grossen Teil davon aus. Meine Praxis hat mich gelehrt, dass es gerade die alleinstehenden Frauen sind, die eine fast krankhafte Scheu vor dem Anwalt, öfters sogar auch vor der Anwältin besitzen. Sie haben nicht gerne mit Rechtssachen zu tun.

Leider werden alleinstehende Frauen im täglichen Leben oft übervorteilt. Es ist daher eine dankbare Aufgabe, ihnen in jeder Beziehung beizustehen und ihnen Ruhe und das Gefühl der Sicherheit wieder zu geben.

Selbstverständlich bekomme ich als Anwältin sehr viel häusliches Elend zu sehen. Auch da kann eine Frau in vielen Fällen wirksamer eingreifen als ein Mann, der sich in den vielen Kleinigkeiten, die das häusliche Leben ausmachen, entweder nicht

Aus der Zeitung

Zeitunglesen ist eine Kunst; die Kunst, das herauszufinden, was den Lesenden interessiert. So wird von denen, die mit Kunst zu lesen verstehen, das verschiedenste gesucht und gefunden; den einen interessiert dieses, den anderen jenes. So liest ein Leser vor allem die Todesanzeigen, ein anderer vertieft sich in die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen». Politiker suchen heraus, was das Weltgeschehen berührt. Der Börsenmann kann den Kurszettel nicht entbehren. Frauen sind die Lebensmittelpreise wichtig, auch interessieren sie sich für die Annoncen. Doch rechte Frauen lieben vor allem Artikel, die von menschlichem Erleben berichten. Ich selber nun freue mich an allem, das von tapferen Menschen berichtet.

Wohl verstanden, es gibt verschiedene Sorten von Tapferkeit. Es gibt die «Tapferkeit vor dem Feind», die wohl selten so gross ist wie uns die Berichterstatter gern glauben machen.

Es gilt als tapfer, einen Steilhang auf den Skiern in Schussfahrt zu nehmen — und das ist gewiss etwas. Ich könnte es jedenfalls nicht. Und doch meine ich eine andere Art von Tapferkeit, jene, die Zwingli meinte, als er sagte: «Um Gottes willen, tut etwas Tapferes!»

Er sprach von jener Tapferkeit, die ihre Wurzeln in Gott hat.

Uns droht nicht Diffamierung, Gefängnis oder gar Tod, wenn wir zur Kirche gehen.

Und doch brauchts auch heute diese Tapferkeit, die nicht mit Gefahren und Unbequemlichkeiten rechnet, sondern einfach das tut, was Gott fordert.

Solche Tapferkeit geht im schlichten Gewand der Arbeiterfrau, auch einmal im Rocke des Feldpredigers. Sie kann in jedem Kleid gehen, in Krieg- und Friedenszeit.

Diese Tapferkeit ist es, von der ich gerne durch die Zeitung höre. Sechs kurze Berichte sind mir in Erinnerung, die von Menschen sprechen, die tapfer ihres Weges gingen, weil sie im Auftrage Gottes standen — einige während der Kriegszeit, andere im Frieden.

Diese sechs kurzen Berichte, deren Tatsachen ich mir notierte, will ich nun auf meine Art wiedererzählen.

Die erste Zeitungsgeschichte.

Es war während des Krieges.

Ein deutscher Sanitätsunteroffizier sass mit anderen Soldaten in Polen im Unterstand eines Grabens.

Dieser Unteroffizier Schmidt war ein ruhiger Mann. Die Kameraden spürten, dass er ungern Soldat war und sich für das Dritte Reich nicht begeistern konnte.

Aber er war nicht unbeliebt, weil er immer bereit war zu helfen. Er tat den Polen so viel Gutes als möglich und milderte so das Böse, das sie von seinen Landsleuten zu leiden hatten. Er teilte sein Brot mit polnischen Kindern, er nahm einer ihm unbekannten polnischen Frau die Last ab, die sie trug und die sie niederdrückte.

Ja, er hielt förmliche Sprechstunden für die Zivilbevölkerung ab, verband Wunden und stillte Schmerzen, so gut er es verstand, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Anfangs wurde viel über ihn gespottet. Als er deutsche Verwundete unter eigener Lebensgefahr aus dem Feuer trug, hörte der Spott auf.

Es war Post gekommen. Schmidt hielt einen Brief in der Hand und diese Hand zitterte, indes er auf die Zeilen starrte.

«Hast du schlechte Nachricht?» fragte ihn ein älterer Soldat.

«Meine Frau lebt nicht mehr», antwortete Schmidt leise. «Eine Bombe hat unser Haus zur Hälfte zerstört, dabei kam sie ums Leben.»

Zuerst sprach niemand. Jeder dieser Soldaten wusste Eltern, Geschwister, Frau und Kinder oder wen er liebte in gleicher Gefahr. Nach einigen Minuten sagte einer: «Das kann uns allen geschehen, was dir geschah. Es ist ein mörderischer Krieg, der gegen Frauen und Kinder geführt wird.»

«Du hast noch zwei Buben», fügte einer hinzu, der Schmidt näher kannte, «du darfst nicht verzweifeln.»

Schmidt nickte. «Ich will nicht verzweifeln, nein. Schwer ists nur, dass die Bübchen spurlos verschwunden sind, wie das russische Mädchen, das meine Frau im Hause als Magd hatte. Ob alle drei unter den Trümmern liegen?»

Es wurde wieder still und an diesem Abend sprach niemand mehr.

Einige Wochen später brach die deutsche Front zusammen und Schmidt geriet wie viele andere in russische Gefangenschaft.

Wie seine Kameraden musste er schwer arbeiten, musste hungern, frieren. Er wurde krank.

Als er nicht mehr arbeitsfähig war, wurde er aus der Gefangenschaft entlassen. An der polnischen Grenze wurde er mit einem Trupp ebenfalls entlassener Kriegsgefangener aus dem Eisenbahnzug ausgeladen, der sie bis dort geführt hatte. Eine halbe Stunde marschierten die Männer schweigend durch Niemandsland. Dann standen sie aufatmend an der deutschen Grenze.

Der Empfang war kein freundlicher. Es gab Scherereien wegen fehlender Papiere. Die Russen hatten ihnen die deutschen Papiere abgenommen und sie nur ungenügend mit russischen Ausweisen versehen.

Endlich durften sie passieren und wurden in ein Auffanglager verwiesen, wo sie gespeist und entlaust wurden.

Niemand hiess sie willkommen, niemand fragte nach den Mühsalen, die sie erlebt hatten.

Nach erfolgter ärztlicher Untersuchung und einigen Tagen Quarantäne bekam jeder einen Fahrtausweis für die Eisenbahn. Das Lager war überfüllt, sie mussten Neuankommenden Platz machen.

So standen sie miteinander auf der Strasse.

«Ich hätte mir den Empfang in der Heimat anders gedacht», sagte bitter ein älterer Mann. «Hoffentlich freut sich wenigstens meine Frau, wenn ich nach Hause komme ...»

«Freue dich, dass du noch eine Frau hast», erwiderte Schmidt und ging mit stillem Gruss.

«Schreib mir, wenn du deine Buben gefunden hast», rief ihm der andere nach.

«Gern», antwortete Schmidt.

Der Kamerad sah ihm kopfschüttelnd nach. Was war das für ein sonderbarer Kerl, der glaubte, dass er seine Buben lebend wiederfände, da sie seit einem Jahr verschollen waren ...

Nach tagelangem Warten auf verschiedenen Umsteigestationen, nach neuerlichen Schwierigkeiten an der Zonengrenze kam Schmidt in seine Heimatstadt.

Die Hälfte des Hauses, die als Wohnstätte gedient hatte, lag in Trümmern. Die andere Hälfte, die seine Werkstatt enthielt, war erhalten. Hier konnte er schlafen, essen, arbeiten. Allmählich gesundete er und nahm Arbeit an, wo sich welche fand.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse normalisierten sich; alte Kunden fanden sich wieder ein, die ihn als tüchtigen Schreiner kannten.

Ueberall fragte und horchte er, aber niemand wusste etwas von seinen Buben, niemand etwas von dem russischen Mädchen, das gegen seinen Willen nach Deutschland gebracht worden und dann bei seiner Frau gedient hatte.

auskennt oder sich nicht mit ihnen abgeben mag. Ich bin überzeugt, dass es von Vorteil wäre, wenn in jedem Richterkollegium eine Frau sitzen würde, um in bestimmten Angelegenheiten den andern Richtern erklären zu können, ob normalerweise von einer Frau dies oder jenes verlangt und erwartet werden kann oder nicht, um ihnen ferner klar zu machen, dass in gewissen Dingen eben eine Frau anders fühlt und denkt, als ein Mann, auch heute, da die Erziehung der Geschlechter eine doch sehr verschiedene ist.»

Die Schul-Vorsteherin erzählt

«Die Gründung einer eigenen Schule entsprang dem Wunsche, den mütterlichsten aller Berufe auszuüben, den der Erzieherin. Ich war noch nicht ganz 5 Jahre alt, da regte sich bei mir schon der Trieb zu lehren. Die geduldigen Puppen waren meine ersten Schüler. Sie wurden später von den Schulkameradinnen abgelöst, denen mein lebhaftes Mitteilungsbedürfnis die gesammelten Kenntnisse und Erlebnisse übermittelte.

Aus dem Spiel wurde Ernst. Volksschule und Seminar bestärkten die tiefe Neigung zum selbstgewählten Beruf. Die späteren wissenschaftlichen Studien wurden regelmässig unterbrochen durch praktische Tätigkeit auf der Primar-, Sekundar- und Mittelschulstufe. Der Unterricht an einer Landschule wechselte mit einem Vikariat in der Stadt oder einem Aufenthalt in einem Institut.

Als Häuslehrerin im Ausland fasste ich den Entschluss, meinen Kenntnissen und Erfahrungen ein eigenes Wirkungsfeld zu geben. Auf der Basis der zürcherischen Volksschule entwickelte ich das Institut, dessen kleine Klassen und individuelle Unterrichtsmethode jenen Kindern zugute kommen, die für das Weiterstudium gefördert und geleitet werden müssen. Kampf, Mühe, Tat und Pflicht gestalten das Leben mannigfaltig und machen es wertvoll. Der tägliche Kontakt mit der Jugend erhält frisch und spannkräftig. Ich als Vorsteherin der Schule bilde mit Lehrer und Schüler eine Arbeits-Lebensgemeinschaft. Daneben gibt es köstliche Stunden des Weiterstudiums und der schriftstellerischen Arbeit. die Eltern und Schüler zu einem Bildungs- und Kulturkreis vereinigt, der weit über die Schule hinaus ins Volk und Land geht.»

Das sind nur einige wenige der vielen intellektuellen Frauen, die heute im öffentlichen Berufsleben stehen, die mir von der Liebe und Begeisterung zu ihrer Arbeit erzählten, und was sie bewogen hatte, den Beruf zu ergreifen, den sie nun seit Jahren ausüben. Und sie erklärten mir, dass ihre Arbeit sie sehr beglücke, vor allem deshalb, weil sie damit der Menschheit nützlich sein können.

L. W.

Die tapfere Haltung

Lotti Gerber und Hermann Giesebrecht arbeiteten auf dem Büro der Firma Lanz & Co. AG. Beide waren jung, frisch und froh. Durch die Arbeitsgemeinschaft wuchsen auch ihre Herzen zusammen. Lotti war über diese Tatsache glücklich, denn sie hatte sich als ehemaliges Waisenkind schon längst innig auf ein eigenes und trautes Heim gefreut. Zudem war Hermann aus einem rechten Hause und schien Schönheit, Charakter und Intelligenz zu haben. Er hatte Fähigkeiten, die eine gute Karriere verhiessen. In dieser Hinsicht flog ihre Phantasie ziemlich weit voraus. So war sie voller Hoffnungen. Zwei Abende der Woche verbrachten sie gemeinsam. Entweder gingen sie zusammen zum Kino, gingen spazieren. Hin und wieder lud er sie zu sich nach Hause ein, damit die Eltern ihre zukünftige Schwiegertochter kennenlernen konnten, oder er besuchte sie auf ihrem Zimmer. Wenn sie auch ab und zu kurze Zwistigkeiten hatte, wie sich solche nun eben unter jungen Leuten einstellen können, so waren sie doch zusammen glücklich und froh. Lotti, sonst zurückhaltend, glaubte sich ihrer Sache sicher, gab auf das Drängen ihres Geliebten auch zum letzten Schritte nach.

Nach einem halben Jahre wurde sie inne, dass sie ein Kind unter ihrem Herzen trug. Das war nun doch nicht in ihrer Absicht gelegen. Sie wollte nicht, dass sie durch Verhältnisse gezwungen, den Bund des Lebens eingehen müsse. Zudem war es ihr doch noch etwas zu früh. Wohl hatte sie auf die künftige Heirat hin etwas erspart. Es reichte aber zur Beschaffung einer ordentlichen Aussteuer noch lange nicht. Sie waren auch beide noch etwas zu jung. So erschrak sie zuerst heftig, als sie ihres Zustandes gewahr wurde. Sie war aber ein gesund fühlendes und lebensbejahendes Mädchen. Darum fanden auch gar bald andere Gefühle und Gedanken, als der Schreck, in ihrem Innern Raum. Sie liebte Kinder herzlich. Ja, mit der ganzen Kraft ihrer Seele hatte sie sich für ihr späteres Leben Kinder gewünscht. Nun war schon eines unterwegs. In ihrer Gedankenwelt eilte sie voraus in die Zeit, in welcher sie es hegen und pflegen werde, das zarte, liebe Geschöpf. Sie begann etwas zu ahnen von der Schönheit und Tiefe heiliger Mutterschaft. Sie erkannte auch, welche hohe Würde für eine Frau in solcher Mutterschaft liege. So war der Schrecken über die Tatsache des vorehelichen Empfanges dieses Kindes gar bald verschwunden und ein tiefes und reiches Glücksgefühl in ihrem Innern eingekehrt. Lotti war, wo es sich um Hohes und Schönes handelte, auch ein mutiges Mädchen. Darum dachte sie, dass die äusseren und materiellen Schwierigkeiten gar bald überwunden sein werden. Sie wollten sich zusammen einschränken, sparsam leben, ihren Blick auf die Hauptsache richten: Dass eines an anderen sich freuen dürfe und sie zusammen für ihr Kind arbeiten und sorgen konnten. So hatte sie es sich zurecht gelegt, und als alles überlegt war, da war die Angst aus ihrem Herzen gewichen, und es wohnte nur Zuversicht und Freude in ihrem Innern. An jedem Morgen, wenn sie auf dem Büro ihren Hermann kommen sah, dachte sie, wenn du wüsstest, welch schönes und süsses Geheimnis ich in mir trage. Vorläufig wollte sie aber dieses noch für sich behalten, und sich allein daran freuen.

Eines Tages aber musste sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, ihm die Neuigkeit mitzuteilen. Als sie an diese Pflicht dachte, begann ihr Herz doch etwas schneller und lauter zu schlagen. Was er wohl dazu sagen wird? Sie konnte sich gar nichts anderes vorstellen, als dass er sich mit ihr freue, dass, wie sie auf die künftige Mutterschaft hin glücklich, er auf seine Vaterschaft stolz sein werde. Sie rechnete damit, das er seinen starken Arm um sie legen würde, und sie in diesem starken Arme sich dann sicher und geborgen fühlen konnte. Sie hoffte, er würde zu ihr sagen: «Lotti, wenn die Sache zwischen dir und mir so steht, dann müssen wir eben möglichst bald den Bund des Lebens schliessen. Wir haben zwar beide nicht gerechnet, dass es so rasch sein werde, wir wollten beide noch etwas warten, nun aber ist es anders gekommen, als wir gedacht haben, und wir fügen uns in die Notwendigkeit. Wir sind beide jung, frisch und stark, wir werden die Schwierigkeiten schon meistern. Fürchte dich nur nicht.» Mit solchen Aeusserungen rechnete Lotti. So nahm sie sich's vor, ihm bei ihrem nächsten gemeinsamen Spaziergange das süsse, schöne Geheimnis zu enthüllen.

Es war an einem Abend des zu Ende gehenden Mai. Ein kühler Wind strich durch die Anlage, in welcher sie sich treffen wollten. Lindenblütenduft erfüllte die Atmosphäre, und die Sonne neigte sich dem Horizonte entgegen. Sie wartete auf Hermann, welcher sie in letzter Zeit ohnehin oft hatte warten lassen. In ihrer Freude hatte sie dieses kaum beachtet, geschweige denn tragisch genommen. Heute aber liess er sie besonders lange stehen. Sie wurde ungeduldig. Doch endlich kam er, und sie gingen eng umschlungen den schon so oft beschrittenen Weg weiter. An einem einsamen und stillen Orte löste sich Lotti, stand unvermittelt still und sagte zu ihrem Geliebten: «Hermann, ich habe dir etwas zu sagen.» Er ahnte wohl, dass es etwas Entscheidungsvolles sein müsse, wechselte einige Male die Gesichtsfarbe. Mit erzwungener Ruhe frug er sie: «Was ist's, das du mir zu sagen hast?» Halb ängstlich, halb freudig lehnte sie sich an seine Schulter und bekannte ihm: «Hermann, ich trage ein Kind von dir unter meinem Herzen.» Mit diesem hatte er in seiner Naivität nicht gerechnet. So war er betroffen. «So, du trägst ein Kind von mir unter deinem Herzen?» wiederholte er, und ein leiser Unterton des Vorwurfes klang in seiner Stimme mit. Dann schritt er schweigend weiter, ohne ihr den Arm zu bieten oder ein freundliches Wort zu sagen. Sie war von seinem Verhalten betroffen, ja enttäuscht. Sie wollte zuerst stehenbleiben und ihm nicht nacheilen. Doch sie dachte an ihr Kind und holte ihn ein. So gingen sie ein Stück weit schweigend nebeneinander. Jedes ging seinen Gedanken und Gefühlen nach. Er überlegte sich, was zu machen sei, sie hatte den leisen Unterton des Vorwurfes wohl gehört, und die sich in seinem Angesichte abzeichnende innere Veränderung sehr deutlich gesehen. Sie ahnte nichts Gutes, war enttäuscht und grübelte nun ihrer Enttäuschung nach. Plötzlich stand er still und sagte: «Lotti, dass du von mir ein Kind erwartest, das ist eine Tatsache, mit welcher ich nicht gerechnet habe. Ich habe mir nun überlegt, was da gemacht werden könnte. Sieh, wir sind beide noch zu jung, um zu heiraten. Du hast noch keine Mittel zur Beschaffung einer ordentlichen Aussteuer. Zudem wären meine Eltern nicht einverstanden, wenn ich jetzt schon aus dem Hause ziehen würde, oder wenn ich dich in mein elterliches Haus bringen würde. Du weisst ja ohnehin, dass sie dich nicht recht leiden mögen. Ich habe dir zwar noch nie etwas davon gesagt, aber du wirst es wohl selber bemerkt haben. Sie sind eben der Meinung, dass ich nicht ein Waisenkind, das nichts hat, heiraten sollte. Sie erwarteten in ihrem Familienbewusstsein von mir, dass ich ein gleichgestelltes Mädchen nach Hause führen würde. Zudem ist es für uns eigentlich eine Schande, dass wir heiraten müssen. Meine Eltern würden sich mit dieser Tatsache nie abfinden können. Ich mache dir einen Vorschlag: Lass dir das Kind nehmen, ich komme für alle Kosten auf. Die Möglichkeit dazu lässt sich wohl unschwer finden, zudem ist nach der heutigen moralischen Auffassung nichts Besonderes dabei.» Lotti hatte das schweigende Nebeneinandergehen zur Ueberlegung benützt, was sie tun wolle, wenn er sie in dieser Stunde stehenlassen würde, wenn er feige wäre. Sie hatte ihren Plan schon gefasst. Die persönlichen Beleidigungen hatte sie schweigend hingenommen. Als er ihr aber den Vorschlag machte, sich das Kind nehmen zu lassen, da entbrannte in dem jungen Mutterherzen der heilige Zorn, und in diesem Zorne glühend trat sie vor ihn hin und schrie ihn an: «Was sagst du da? Ich soll die Abtötung meines eigenes Kindes an mir vornehmen lassen? Ich soll mir einen Kindesmord auf das Gewissen laden? Du elender Feigling! Zuerst hast du mir keine Ruhe gelassen, bis ich dir nachgab, und nun verlangst du auch das noch von mir, nur, damit du dich fein sauber aus dem Staube machen kannst. Geh mir aus den Augen. Du bist es nicht wert, dass du mein Mann werdest. Du bist es nicht wert, dass du der Vater dieses Kindes bist. Ich werde das Kind austragen und gebären. Ich werde für seine Ernährung und Erziehung sorgen. Ich will nichts von dir, und dich, du elender Waschlappen, will ich nicht mehr sehen. Und unserem Chef werde ich unter Angabe der wahren Gründe meine Stelle künden. Neben dir arbeite ich nicht mehr.» In hastiger Erregung hatte Lotti diese Worte hervorgestossen. Dann liess sie den Jungen stehen und ging aufrechten Ganges und festen Schrittes davon. Er aber schlich wie ein geschlagener Hund nach Hause.

Lotti hielt ihr Wort. Am anderen Morgen meldete sie sich beim Chef, sagte ihm den ganzen Sachverhalt und verlangte ihre sofortige Entlassung. Der Chef aber war ein rechtdenkender, überlegter und vernünftiger Mensch und wusste das Verhalten dieses tapferen Mädchens wohl zu schätzen. Er schlug ihr vor, dass nicht sie, sondern Hermann die Stelle verlassen solle. Bis die Kündigungsfrist abgelaufen sei, könne sie einen Ferienurlaub nehmen, damit sie Hermann nicht mehr begegnen müsse. Wenn sie dann zurückkomme, so werde sie auf eine andere Abteilung versetzt. Sie werde dort auch mehr Lohn erhalten. Der Chef ersuchte Lotti auch, ihm den Zeitpunkt ihrer Niederkunft mitzuteilen. Er werde dann besorgt sein, dass sie zu einer guten Geburt alles habe, was notwendig sei. Nacher könne sie in seinem Betriebe wieder weiter arbeiten. Sie solle unbesorgt sein, er helfe ihr, wo auch immer Hilfe notwendig sei, und diese in seiner Macht stehe. Lotti ging auf den Vorschlag ein. Von «Freunden» aber hatte sie begreiflicher Weise für die nächste Zeit genug.

tr.

Traubensaftproduktion 1952

Nach einer Statistik der Abteilung Landwirtschaft des Eidg. Volkswirtschaftsdepartementes sind von den gewerblichen Produzenten aus der Traubenernte 1952 etwas über 3 Millionen Liter unvergorener Traubensaft hergestellt worden.

Diese Menge verteilte sich wie folgt: 1 451 500 Liter stammten aus Europäerreben, und zwar, bis auf 287 800 Liter, aus weissen Trauben; 1 574 100 Liter kamen von Direktträgertrauben, wobei es sich aber, bis auf 50 500 Liter, um rotes Gewächs handelte. Für ungefähr einen Drittel der Gesamtproduktion, nämlich für die Säfte aus Chasselas und Riesling-Sylvaner, sind Subventionen im Betrag von 20 bis 30 Rappen je Liter gewährt worden.

Die meisten der bekannten Reblagen der Schweiz bringen heute auch eine oder mehrere Marken Traubensaft auf den Markt.

SAS.

Politisches und anderes

Die ausländischen Botschafter in der Schweiz

Der Bundesrat hat sich bereit erklärt, in Einzelfällen ausländische Botschafter anstelle von Ministern zu empfangen. Dagegen wurde der Zukunft vorbehalten, ob auch die entsprechenden schweizerischen Gesandtschaften im Ausland in Botschaften umgewandelt werden sollen.

Wahlen in Oesterreich

Am vergangenen Sonntag fanden in unserem Nachbarland die Nationalratswahlen statt. Das neue Parlament setzt sich danach wie folgt zusammen: Oesterreichische Volkspartei 74 Sitze (bisher 77), Sozialistische Partei 73 (67), Unabhängige 14 (16), Kommunisten 4 (5). Die Stimmbeteiligung wird inoffiziell mit 95 Prozent angegeben.

Aussenministerkonferenz in Rom

Dienstag und Mittwoch fand in Rom die Konferenz der Aussenminister der Schumanplan-Länder statt. Im Zentrum der Beratungen stand der holländische Plan einer Zolltarif-Gemeinschaft.

Wiederaufnahme der Arbeit der 7. Session der Uno

Die im Dezember unterbrochene 7. Session der Uno wurde am 24. Februar in New York wieder eröffnet. Haupttraktanden sind das Korea-Problem und die Wahl eines Nachfolgers für Generalsekretär Trygve Lie.

Die Ungültigerklärung von Geheimabkommen

Präsident Eisenhower hat dem Kongress einen Resolutionsentwurf unterbreitet, der die Aufhebung von Verträgen verlangt, «die so missbraucht wurden, dass sie die Unterdrückung freier Völker mit sich brachten». Die Resolution wendet sich gegen Sowjetrussland, das unter Verletzung internationaler Abkommen neun europäische Staaten seiner Herrschaft unterworfen hat.

Freilassung der Elsässer

Die 13 im Prozess von Oradour verurteilten Elsässer sind auf Grund des vom französischen Parlament verabschiedeten Amnestie-Gesetzes aus dem Gefängnis von Bordeaux entlassen worden.

Marschall Sokolowski neuer sowjetischer Generalstabschef

Marschall Wassilij Sokolowski wurde anstelle von General Schtemenkos zum Generalstabschef der Sowjetarmee ernannt.

Schweizer Europahilfe

Aus dem Bericht über die Tätigkeit der Schweizer Europahilfe für 1952 ist zu entnehmen, dass dieser Organisation im vergangenen Jahre 2 499 783.— Franken zur Verfügung standen. Davon waren u. a. aus dem Sammelergebnis des Jahres 807 000 Franken, aus Bundeskrediten 542 000 und aus Bundesmitteln für die Brasilienaktion 700 000 Franken. Die Verwaltungskosten beliefen sich auf 204 000 Franken. Das schweizerische Werk hat vor allem durch Beiträge an Sesshaftmachung der Flüchtlinge und Jugendförderung mitgeholfen.

Berufstätige Frauen in Schweden

Nach der schwedischen Einkommensstatistik waren im Jahre 1951 533 000 verheiratete Frauen berufstätig. Die entsprechende Zahl betrug 1930 nur 77 000. Im Jahre 1945 waren 14 Prozent der verheirateten Frauen berufstätig und 1951 rund 20 Prozent. Im Alter von 20—25 Jahren standen 1951 im ganzen 70 Prozent im Berufsleben.

Weibliche Polizei in Belgien

Durch königliches Dekret ist in Belgien die Schaffung einer Abteilung weiblicher Polizeioffiziere und Polizeibeamter geschaffen worden. Die Mitglieder dieser Polizei werden besonders mit der Untersuchung von Fällen betraut, in die Frauen und Kinder verwickelt sind.

Die Strassenverkehrsunfälle in der Schweiz im Jahre 1952

Wie das Eidgenössische Statistische Amt berichtet, wurden 1952 von den kantonalen Polizeiorganen 37 440 Strassenverkehrsunfälle gemeldet, bei denen über 22 000 Personen verletzt und 879 getötet wurden. Es sind ein Zehntel mehr Todesfälle als in den Jahren 1950 und 1951.

cf

BAHNHOFBUFFET
Zürich

Er meldete den Verlust seiner kleinen Söhne beim Radio an. Oft, oft wurde der Name seiner Kinder in den Aether hinausgerufen, aber kein Widerhall kam.

In kargen Freistunden trug er die Trümmer des zerbombten Haustelles ab und baute daraus eine Küche und zwei kleine Stüblein an die Werkstatt.

Es war schwer für ihn, als er auf eine Leiche stiess, die er als die seiner Frau erkannte, obwohl sie schon in Verwesung begriffen war. Er setzte sie auf dem Friedhof bei; es war ihm dann fast eine Erleichterung, als er sie der Erde hatte übergeben dürfen.

Die Leiche des russischen Mädchens, die Leichen seiner Buben fand er nicht.

Bekannte trösteten ihn mit oberflächlichen Worten. Ernste Leute sagten ihm, dass er nicht mehr darauf rechnen dürfte, seine Kinder wiederzusehen.

Den Oberflächlichen gab er keine Antwort, den Ernsten aber sagte er: «Ich weiss, dass ich meine Jungen hier auf Erden wiedersehen werde. Mir wurde diese Gewissheit geschenkt.» Da schlugen jene, die es gut meinten, die Augen nieder, sagten etwas, wie: Möchten Sie nicht enttäuscht werden!» und liessen ihn allein.

Zuletzt sprach Schmidt nicht mehr von dem, was er erhoffte. Sein Verstand sagte ihm, dass die Buben nach aller Wahrscheinlichkeit nicht mehr am Leben waren. Als die Bombe fiel, waren sie drei und fünf Jahre gewesen, — wie hätten sie sich in diesem Alter allein durchs Leben helfen können? Hätte sich aber jemand der Kinder erbarmt, so wäre gewiss eine Nachricht zu ihm gelangt.

So sagte der kluge Verstand, der alles aufnimmt, was Menschen ihn lehren können und alles abwägt, was menschlich fassbar ist.

Noch klüger aber ist ein Herz, das Gott gelehrt hat, und dieses Herz sprach: «Sie leben!»

Als Schmidt einige Monate in der Heimat war, erhielt er wieder einen Brief und wieder zitterte die Hand, die ihn hielt. Jener Kamerad, der halb spottend, halb mitleidig ihm nachgerufen hatte, er möge ihn benachrichtigen, wenn er seine Kinder wiederfände, schrieb ihm:

«Lieber Schmidt!

Du hast es vielleicht gemerkt, dass ich Dich etwas dumm fand, weil Du glaubtest, Deine Buben seien noch am Leben.

Wir fanden Dich überhaupt dumm, weil Du in der Bibel lasest. Weisst Du noch, wie ich sagte: «Das wäre ein Wunder, wenn Deine Buben noch am Leben wären . . .??»

Du antwortetest ruhig: «Gewiss, das wäre ein Wunder, aber Gott kann Wunder tun.»

Damals glaubte ich es nicht; halb aus Mitleid, halb im Spott rief ich Dir zu, Du solltest mir Nachricht geben, wenn Du die Buben fändest, als wir auseinandergingen.

Heute aber weiss ich, dass Gott Wunder tun kann und heute noch Wunder tut.

Du weisst, ich bin in Süddeutschland daheim. Als ich auf meinen Bauernhof kam, fand ich alles in guter Ordnung.

«Die russische Magd hat für drei geschafft», sagte mir meine Frau, «es war ein rechtes Geschenk, dass sie bei mir um Arbeit fragte.»

Die Magd schien Witwe zu sein, vielleicht auch nur gewaltsam vom Manne getrennt worden, wie das in diesem grausamen Kriege geschah, denn sie hatte zwei Buben bei sich, für die sie sorgte, ja, heute noch sorgt, wie nur eine Mutter für ihre Kinder sorgen kann. Um dieser Buben willen, um ihnen Essen und Unterkommen zu beschaffen, hat sie zwei Jahre schwerste Landarbeit getan, die sonst nur ein Mann tut.

Lieber Schmidt, Du ahnst die Wahrheit. Das Mädchen — denn es ist keine Frau, sondern ein Mädchen —, heisst Sonja. Die Buben sind nun siebenund fünfjährig und heissen Rolf und Karl Schmidt. Hat meine Frau die beiden seinerzeit nur gezwungen aufgenommen, so hat sie die beiden Bürschchen nun fast so lieb wie die eigenen Kinder.

Wie es kam, dass Sonja mit den Kindern bis zu uns verschlagen wurde, konnte ich noch nicht feststellen, denn Sonja spricht noch immer recht schlecht deutsch.

Nur das konnten wir ihrem Gestammel entnehmen, dass sie noch während des Bombardements mit den Kindern entfloh und sich und die Buben dadurch ernährte, dass sie hie und da bei Bauern arbeitete, die bereit waren, die Kinder mit aufzunehmen. Vor nun zwei Jahren kam sie zu meiner Frau, die so dringend Hilfe brauchte, dass sie einwilligte, dass die Kinder mit Sonja ins Haus kamen und dort blieben. Jetzt aber hat sie die zwei so fest ins Herz geschlossen, dass es ihr schwer werden wird, sie wieder herzugeben; unsere Kinder aber können es sich kaum vorstellen, dass «die Kleinen» sie wieder verlassen sollen.

Aber wir freuen uns doch mit dir, dass Du Deine Buben bei uns wiederfindest. Komm und hole sie.

Die treue Sonja behielten wir gern. Ich fürchte aber, dass sie nicht zum Bleiben bereit ist, weil sie sich nicht von den Kindern trennen will.

Also denn auf baldiges Wiedersehen!

Dein Hans Müller.»

Schmidt reiste am folgenden Tage nach Süddeutschland.

Die treue Sonja war erstaunt, dass er ihr immer wieder dankte.

Sie glaubte, nichts Besonderes getan zu haben.

In ihrem gebrochenen Deutsch wehrte sie ab: «Arme Frau tot. War gut mit arme Sonja, wie niemand gut war. Viele deutsche Frauen nicht so gut mit russischen Mädchen. Und Sonja Kinder lieb, sehr lieb . . .»

Willig kam sie mit Schmidt in die Stadt zurück, aus der sie seinerzeit die Kinder gerettet hatte.

Willig führt sie Schmidt den Haushalt.

Lesen und Schreiben sind ihr nicht geläufig, die deutsche Sprache spricht sie heute noch nicht vollkommen. So kann sie den Buben keine langen Ermahnungen erteilen. Aber sie ist langmütig und freundlich, sie eifert nicht, sie sucht nicht das Ihre und rechnet das viele Böse, das ihr angetan wurde, nicht zu. So scheint sie keine schlechte Erzieherin zu sein, denn Rolf und Karl hängen an ihr, als sei sie ihre Mutter, und tun ihr alles zulieb.

(Fortsetzung folgt)

Aus ferner Zeit und Flut

Espiritu Santo, Heiliggeist-Insel, heisst noch heute jenes Eiland in der fernsten Südsee, das von den Spaniern unter dem ebenso genialen wie humanen Pedro Fernandez de Quiros im Frühjahr 1606 entdeckt wurde. Noch heute ist es, von England und Frankreich gemeinsam verwaltet, die Hauptinsel der Neuen Hebriden, jenes Archipels mit dunkler Erde und dunklen Menschen, der sich nordöstlich von Au-

Mamie erzählt von ihren Eindrücken in England

Nach dreijährigem erfolglosem Suchen nach einer Arbeit in der Schweiz fasste ich im vergangenen Jahr den Entschluss, eine mir angetragene Stelle in England anzunehmen. Den eigentlichen Ausschlag gab ein Beamter des Basler Arbeitsamtes, als er mir sagte, ich müsste mich halt in die Lage schicken, ich hätte ja eine Rente, punktum: «Wir haben keine Arbeit für Sie!»

Freilich, die Rente, die mich vor dem Schlimmsten schützt, die haben wir, aber sollte ich mit meinen 50 Jahren in die Ecke sitzen und auf den Tod warten? — Auch dass die Rente bei den heutigen teuren Zeiten einfach nicht reichte, dass die Kinder grösser wurden und die berufliche Ausbildung Geld und nochmals Geld kostet, es für Anschaffungen einfach nie reichte, man seit Jahren langsam, aber sicher vom vorhandenen Stock abbaute, davon wusste eben der Beamte nichts. Und noch etwas wusste er nicht, dass selbst ein so bescheidener Mensch, wie eine solche Mutter ist, sie halt doch hie und da ein kleines Bedürfnis hat, vielleicht nach einem Buch, einem guten Konzert oder sogar dass es Zeit für eine gesundheitliche Kur wäre. Und sollte ich bei meiner Schulung, meiner Aktivität, bei meinem Wunsche, ein nützliches Mitglied der menschlichen Familie zu sein, einfach in eine Ecke sitzen und stricken? Ich versuchte alles nur mögliche, um bei meinen heranwachsenden Kindern zu bleiben. Manchmal schrieb ich 8 bis 10 Offerten in einer Woche, auch das kostete nur Geld. Ich spreche vier Sprachen, habe eine sorgfältige Bildung genossen, besitze akademische Bildung. Ich könnte verschiedene Posten ausfüllen als Lehrerin, Bibliothekarin, in einem Labor, auch als Verkäuferin hatte ich mich schon ausgewiesen. Nur Steno kann ich nicht mehr. Dafür kann ich schreiben, den Umständen entspechend bald wie ein Jurist. Es fehlt mir nicht an gutem Willen und Lebenserfahrung. Aber nichts ist nichts, und so zog ich denn aus.

Meine beiden grossen Kinder hätten freilich die Mutter noch gebraucht, nun mussten sie allein schwimmen. Es gelang mir, von der Schweiz aus eine Stelle in einer grossen englischen Schule zu finden, wo ich befriedigende Arbeit, ein reizendes Zimmer und nette Behandlung fand. Das Gehalt allein war nicht gross, aber was für ein Glück, nicht mehr vor einem leeren Küchenkasten zu stehen, nicht mehr sich durchzuhungern, damit die Kinder wenigstens genug zu essen hatten. Ich konnte mein Geld für die Kinder einsetzen. Für meine bescheidenen Bedürfnisse reichte mein englisches Gehalt, und daneben hatte ich reichlich Zeit, um zu studieren, und das tat ich.

Das ganze englische Leben interessierte mich seit langem, am meisten der Betrieb in der grossen Boardingschool und daneben die Stellung der Frau in einem Lande, in dem es die ersten Frauenstimmrechtlerinnen gab. England, ein Land, in dem die Frau volle Gleichberechtigung hat im öffentlichen wie im politischen Leben. Aktiv und aufgeschlossen steht die englische Frau den Fragen des Berufslebens gegenüber, sie ist bewusst Trägerin einer Verantwortung. Ich bemerkte auch, dass es für eine Frau im bestandenen Alter keine Schwierigkeiten gibt, noch ein Auskommen zu finden. Ueberall kann man die Frau mit weissen Haaren finden, sei es in Spitälern, als Lehrerin, als Beamtin. Verheiratet oder ledig, tut sie mit Freude und einem gewissen Elan ihre Arbeit und verdient ihr Brot. Sie weiss, dass sie eine selbständige Persönlichkeit ist, sie benimmt sich auch so und weiss, dass sie als Arbeitskraft geschätzt wird, und das gibt ihr eine Sicherheit und Würde, die man immer wieder bewundern muss. Lehrerinnen wechseln oft ihre Stellungen, gehen mit ihren Männern ohne weiteres an einen andern Ort und finden wieder eine Stelle. Wo man die englische Frau antrifft, füllt sie ihren Platz aus. Ihr Selbstbewusstsein ist kein geistiger Hochmut, sondern kommt eben aus der Gleichberechtigung der Frau.

Die moderne englische Frau ist rasch entschlossen im Handeln. Sie liebt ihren Beruf. Was wir im Schweizer Sprachgebrauch eine «Hausmummele» nennen, eine Frau, die nur im Putzen aufgeht, gibt es selten in England. Wozu auch? Niemand verlangt das. Putzen geht in England viel leichter, und die Wäsche gibt man in eine der vielen Wäschereien. Die Kinder kommen sehr oft schon mit sechs Jahren oder etwas später in eine Boardingschool. Sie sind dann nur über die Ferien zu Hause. Der Mann hat die sogenannte englische Arbeitszeit und kommt meistens über Mittag nicht nach Hause. Das erleichtert einer Frau die Möglichkeit, den als ledig ausgeübten Beruf weiter beizubehalten. Meistens ist Dadi ein liebenswürdiger Helfer und findet es gar nicht unter seiner Würde, abends seiner Frau im Hause zu helfen. Er macht den Garten, hilft manchmal sogar beim Kochen und Geschirrwaschen. Es macht ihm gar nichts aus, wenn seine Frau rasch etwas lesen will, die Hausarbeit einmal allein zu machen. Ist die gemeinsame Arbeit getan, sitzen sie im Winter vor dem gemütlichen Kaminfeuer oder im Sommer im Garten, der ja, ob klein oder gross, der Traum jedes Engländers ist; man diskutiert und geht verhältnismässig früh schlafen.

Das Leben in England ist sehr teuer, die Steuern hoch; ist man hingegen bescheiden, so reicht es zum Leben. Die Hauszinse vor allen Dingen sind nicht so hoch wie in der Schweiz. Was man hier für eine Dreizimmerwohnung bezahlt, reicht drüben schon für ein nettes Landhaus, wenn es nicht gerade auf Londoner Territorium sein muss. Die rationierten Lebensmittel sind verhältnismässig billiger als in der Schweiz. Freilich ist man nicht so gut angezogen wie bei uns. Das stört aber den Engländer nicht im geringsten. Dafür kommt es nicht mehr so sehr auf das Aeussere an, und das ist ein sympathischer Zug im heutigen England. Meistens ist aber die Frau gut gepflegt. Sogar unsere Lehrerinnen, ob jung oder über Sechzig, puderten sich sehr sorgfältig, bevor sie ins Klassenzimmer zurückgingen. Keinem Kinde würde es einfallen, darüber zu lachen, das wäre nicht fair, und für Fairness haben sie ein ganz bestimmtes Gefühl. Die Buschaffnerin bemüht sich, ebenso gepflegt auszusehen wie Miss Hastings. Etwas vom liebenswürdigsten sind englische Polizistinnen. Sehr oft sind sie ohne make up hübsch, meistens sehr gepflegt, und die FHD sind bestrebt, gleich ihnen, trotz Uniform gepflegt und weiblich zu erscheinen. Ihre Schwestern in den Läden haben Zeit, zwischen Arbeit und der obligatorischen Tasse Tee ihr Näschen zu pudern und rasch die Lippen nachzuziehen. Meine Zahnärztin, sie war verheiratet und hatte vier Kinder, war eifriges Parteimitglied. Sie frug mich über das Leben der Schweizerin und der Frau auf dem Kontinent. Vor allem interessierte sie sich für die Berufsfrau. Sie frug mich auch, warum ich in meinem Alter noch in ein fremdes Land gezogen sei. Fast beschämt gestand ich, dass es mir leider nicht gelungen sei, in der Schweiz eine Arbeit zu finden, und ich verhältnishalber gezwungen gewesen sei, meiner Finanzen halber nach England zu gehen, dass es auch umgekehrt ein Jugendwunsch war, England zu erleben und die Engländer kennenzulernen. Auch schämte ich mich, als ich gestehen musste, dass die Schweizerin bald als einzige Frau noch kein Stimmrecht habe. Ich versuchte ihr zu erklären, dass die Schweiz eben ein Männerstaat sei und dass, sobald eine Frau allein stehe, sie sich gegen den «Kollektivmann» zu wehren habe! «Und die Frauen, welche ihr Brot selbst verdienen? Sind sie einfach unter der Herrschaft der Männer?» frug sie mich aus. Ich war versucht, die Sache als nicht so schlimm darzustellen, denn gewiss wird bei uns auch oft die Politik im Ehebett gemacht, wie ein schweizerischer Staatsmann einmal bemerkte. Die Engländerin aber stimmt nicht unbedingt, was ihr Ehemann stimmt. Sie ist als Berufsfrau sozialen Neuerungen gegenüber sehr aufgeschlossen und lässt sich nicht gerne in ihre Karten sehen.

Labour oder Churchill, frugen mich meine Schülerinnen aufgeregt an den Wahltagen des letzten Herbstes. Je nachdem ich sie ein wenig hetzte, ich wollte mir als Ausländerin kein Urteil erlauben, streckten sie mir ungeniert die Zunge heraus oder umarmten mich. Drei Tage lang war die ganze Mädchenschule nicht zu halten. Es wurden Rosetten in den Parteifarben getragen, Churchill im Knopfloch lächelte fröhlich in die Welt hinaus, als wäre er seines Sieges schon sicher. Man musste die Resultate mit Radio und Lautsprecher in den Klassenzimmern bekanntgeben. Mit lautem Gebrüll wurden die jeweiligen Sprecher begrüsst. Pat und Jennifer sahen einander acht Tage nicht an. Als der ganze politische Rummel vorbei war, waren sie die gleich dicken Freunde wie vorher. Es wurde nicht mehr in Politik gemacht. — Die ganze Geschichte dieser Tage dokumentierte herrlich das englische Leben und Lebenlassen ...

Annie-Louise

Notizen zum Frauenstimmrecht

Man kann es fast nicht glauben, aber es sind auch erfolgreiche Akademikerinnen dagegen: «Ach, die Frauen», seufzt eine Aerztin mit leiser Verachtung, «es gibt so viele d u m m e unter ihnen! Aus meiner Praxis könnte ich Bände erzählen. Wie würde da wohl gestimmt und gewählt. Nein — ich bin dagegen.»

Es freut einen herzlich, dass auch erfolgreiche Akademikerinnen sich entschlossen für die Frauensache einsetzen. «Ach, die Frauen», seufzt eine Aerztin mit leiser Wehmut, «es gibt so viele u n g l ü c k l i c h e unter ihnen! Aus meiner Praxis könnte ich Bände erzählen. Könnten wir doch endlich stimmen und wählen. So vieles müsste damit anders, besser werden.»

Rrrrrrrrr, das Telephon. «Unterrichten Sie in der Klasse 1 vom Donnerstag? — Ich wollte nur sagen — da ist die blonde Lydia X. Ein lebhaftes Mädchen. Steckt die Nase in alles und jedes. Will so viel wissen. — Nur — ich finde halt — gehorchen ist das ein und alles für junge Mädchen. In allererster Linie sollten sie auch in der Schule gehorchen lernen. — Es ist einfach nicht gut, sie so zum Nachdenken und zum Ueberlegen und Vergleichen und Urteilen anzuregen. — Das gibt dann die Frauen, die überall mitreden wollen. Auch in der Politik. — Natürlich — Sie sind dafür. Aber ich — ich bin dagegen — ganz d a g e g e n . . . . !»

Rrrrrrrr, schon wieder das Telephon. «Unterrichten Sie in der Klasse 1 vom Donnerstag? — Ich wollte nur sagen — da ist die kleine Lina Y. Ein liebliches, lebhaftes Mädchen, das mir viel aus der Schule erzählt. — Nun — ich möchte Ihnen einmal sagen, wie froh ich bin, dass Sie die jungen Mädchen zum Nachdenken und Ueberlegen anregen, wie gut es ist, dass Sie ihnen die Augen auch für Belange des öffentlichen Lebens zu öffnen versuchen. Unsere jungen Mädchen sollten selbständig denken und vergleichen und urteilen lernen. Solche Frauen werden nicht verlegen sein, wenn sie einmal stimmen können. — Wissen Sie — ich bin halt d a f ü r !»

M. Sch.-Kz.

Um die Arbeitsaussichten für Schweizerinnen in Holland

Die Arbeitsmöglichkeiten in Holland sind für Ausländer beschränkt. Durch den Verlust eines Teils der Kolonien sind viele Holländer in ihr Mutterland zurückgekehrt, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. Das Land hat dadurch einen Bevölkerungsüberschuss zu verzeichnen, der sich auf den Arbeitsmarkt ungünstig auswirkt. Ausserdem weist die Bevölkerung Hollands jährlich eine Zunahme der Geburten und demgegenüber eine verhältnismässig geringe Sterblichkeit auf. Die Bevölkerungszunahme veranlasst die Behörden, die Auswanderung zu fördern. Für die Zulassung zusätzlicher Arbeitskräfte aus dem Ausland besteht daher kein Interesse. Auch hat sich die Zahl der Arbeitslosen in den letzten Jahren beständig vermehrt. Immerhin bestehen aber noch Arbeitsaussichten für tüchtige Stenotypistinnen mit guten Sprachkenntnissen. Auch besteht ein grosser Mangel an tüchtigem Hauspersonal. Arbeitsmöglichkeiten auf diesem Gebiet sind vorhanden. Im Hotelfach finden Zimmermädchen und Serviertöchter im Sommer leicht Arbeitsplätze. Der Arbeitsvertrag läuft jedoch nur für eine Saison. Eine jüngere kaufmännische Angestellte verdient 150 bis 350 fl. im Monat, eine Kinderpflegerin bei freier Station 60 bis 70 fl., eine externe Hausangestellte 20 bis 25 fl. pro Woche. In diesen Gehältern sind die Teuerungszulagen, die 15 Prozent betragen, nicht inbegriffen. Im ganzen gesehen, sind die Verdienstmöglichkeiten in Holland gering, wenn auch die Lebenskosten etwas niedriger als in der Schweiz sind.

Vor dem Stellenantritt eines Ausländers in Holland hat der Arbeitgeber an das örtliche Arbeitsamt das Gesuch für den Erhalt der Arbeitsbewilligung zu stellen. Er hat zu beweisen, dass er für den fraglichen Posten keinen geeigneten Inländer finden kann. Wegen der erwähnten ungünstigen Arbeitsmarktlage sind die holländischen Behörden in der Erteilung von Arbeitsbewilligungen an reguläre ausländische Arbeitskräfte sehr zurückhaltend. Es ist davor zu warnen, als Tourist nach Holland zu fahren, um dort eine Stelle ausfindig zu machen. Das widerspricht den Einreisevorschriften. Entsprechende Gesuche werden meist abgewiesen.

Für Schweizer Bürger und Bürgerinnen zwischen 18 und 30 Jahren, die eine abgeschlossene Berufsbildung besitzen und ihre beruflichen und sprachlichen Kenntnisse in einer normal bezahlten Anstellung vervollkommnen wollen, besteht die Möglichkeit, in Holland ohne Rücksicht auf die Lage des Arbeitsmarktes eine Tätigkeit aufzunehmen, auf Grund des holländisch-schweizerischen Stagiaire-Abkommens vom 20. November 1952. Die Bewilligung wird für ein Jahr erteilt und kann ausnahmsweise um höchstens 6 Monate verlängert werden.

ll.

Diskussionsbeitrag zur Frage: «Soll sich der BSF an politischen Abstimmungskomitees vor Abstimmungen beteiligen?»

Dies war der Wortlaut der Frage, die an der Delegiertenversammlung in Biel gestellt wurde. An der Präsidentinnenkonferenz der A-Verbände am 6. 11. 1952 in Zürich lautete die Frage jedoch: «Soll sich der BSF an politischen Aktionen beteiligen?» Wir müssen in erster Linie die beiden Fragen auseinanderhalten. Die Frage der Präsidentinnenkonferenz ist, da grundsätzlicher Art, mit Nummer eins zu bezeichnen. Denn sie umfasst das Gebiet der politischen Betätigung des BSF als Ganzes. Die Fragen nach Eingaben an Behörden, Mitarbeit in beratenden, Studien- und anderen Kommissionen, Beteiligung an Aktionskomitees vor Abstimmungen usw. sind der Frage Nummer eins untergeordnet und wären demzufolge mit lit. a., b., c. und so fort zu bezeichnen.

D i e F r a g e N u m m e r e i n s: «Soll sich der BSF an politischen Aktionen beteiligen?», das heisst mit anderen Worten: «Soll sich der BSF politisch betätigen?» ist auf jeden Fall mit einem frischen «Ja» zu beantworten. Handle es sich um partei-, wirtschafts- oder sozialpolitische Fragen, wir kommen heutzutage, seien wir nun Erwerbstätige, Hausfrauen oder Privatièren, gar nicht mehr darum herum, dazu Stellung zu nehmen. Denn alle diese Fragen gehen jede von uns irgendwie etwas an und, werden sie befürwortend oder ablehnend entschieden, so bekommen wir es alle auf irgendeine Art, direkt oder indirekt zu spüren. Ob wir uns bei unserer Stellungnahme ideologisch oder faktisch einer politischen Partei oder sonst einer Interessengruppe anschliessen, oder ob wir als «freie Bürgerinnen» einfach von Fall zu Fall nach dem gesunden Menschenverstand, unabhängig entscheiden wollen, das ist private Ansichtssache jeder einzelnen Frau.

Damit kommen wir zu den Unterabteilungen unserer Frage, welche gesamthaft am besten mit «Wie, auf welche Weise?» überschrieben werden:

l i t. a.: Sollen wir von uns aus den Behörden politische Fragen und Anliegen zur Behandlung unterbreiten? Ja. Nur müssen wir heute noch politisch arbeitende Männer oder eventuell ganze Parteien dafür interessieren und gewinnen können, damit sie unsere Anliegen, als die ihren, in den Behörden vertreten.

l i t. b.: Sollen wir uns um die Mitarbeit in Studien-, beratenden und Aufsichtskommissionen bewerben? Ja. Doch müssen wir dann auch die geeigneten, mit den nötigen Fachkenntnissen versehenen Vertreterinnen zur Verfügung haben und stellen für diese Mitarbeit.

l i t. c.: Soll sich der BSF an politischen Aktionskomitees vor Abstimmungen beteiligen? So klar und eindeutig die bejahenden Antworten der vorherigen Fragen im Sinne und in der Richtung des BSF liegen, so heikel ist die Beantwortung dieser Frage! Sie erregt daher auch die Gemüter seit der Tagung in Biel. Aus der Diskussion der Präsidentinnenkonferenz geht hervor, dass die Mehrzahl der Rednerinnen ihr im Grunde genommen ablehnend gegenübersteht. In einem früheren, privaten Gespräch wurde von den Befürworterinnen der Frage ein Vergleich mit dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund gezogen, der auch eine Dachorganisation vieler einzelner Verbände mit verschiedenen Sonderinteressen ist und trotzdem einheitliche politische Stellungnahmen pflegt. M. E. hinkt aber dieser Vergleich. Wohl vertritt der SGB mancherlei Sonderinteressen seiner Mitgliedverbände, die oft schwer auf einen Nenner zu bringen sind, doch sind in ihm nur Arbeitnehmer organisiert, also Menschen, deren wirtschaftliche Interessen grund-

---

stralien zwischen die Salomonen und Fidschi schiebt. Am Strande dieser Insel ist am 21. Mai 1606 kurz nach ihrer Entdeckung eine der seltsamsten Fronleichnamsprozessionen geschritten worden, die die Welt in allen Zonen gesehen hat und wie sie an diesem Gestade nie zuvor und nie mehr wieder erlebt wurde. Alte, verschnörkelte Dokumente in Spanien berichten davon. Als Quiros in die üppige Pracht jener Inselflur einfuhr, glaubte er, den gesuchten australischen Kontinent gefunden zu haben. Unberührt lag noch das jungfräuliche Land, das im 19. Jahrhundert, ja noch im 20. von gewissenlosen Händlern auf der Jagd nach Sandelholz und schwarzen Arbeitern heimgesucht und geschändet wurde. Darum sollte die Prozession einem ganzen Kontinente gelten, und darum wird alle Kunst, aller Glanz, alle Andacht aufgeboten, um das, was diesen leidenschaftlichen Menschen trotz allem das Heiligste war, würdig und strahlend über die fremde Erde zu tragen.

Die ganze Mannschaft geht an Land, nur zwei Leute bleiben auf jedem der drei Schiffe zurück. Als Kirche war schon am Tage zuvor eine Art Laubhütte errichtet worden, mit den Gaben des Landes geziert, mit einem «sehr kuriosen Altar» darin, doch mit Lichtern, Räucherkerzen, silbernem Gefäss und einem Gemälde des Gekreuzigten darauf und einem Thronhimmel darüber. Rings durch den Urwald sind Gassen für die Prozession ausgehauen. Wie ein Dom, wie ein gewachsener Kreuzgang sieht es aus, überall Zweige, Früchte, Blumen zur Seite und auf den Weg gestreut, an jeder Biegung Torbogen und Altäre unter leuchtenden Baldachinen. Die Schiffsglocken sind an Land geschafft und stimmen den Morgen zu festlichem Tag.

Nach dem Hochamt ziehen die drei Kompagnien in Paradeordnung mit ihren Fahnen in der Mitte durch Flur und Flor und grünen Dämmer. Trommeln rasseln, Musketen, Geschütze lösen ihre Salven, Flöten und Tamburine klingen auf, Waffen und Bein-Schellen klirren in spanischem und indianischem Schwertertanz. Acht Schiffsjungen, mit Girlanden und Indianerkostümen prächtig ausstaffiert, singen ihre Motetten, schütteln wiederum den Kranz silberner Glöckchen am Fussgelenk und wiegen sich feierlich in heiligen Rhythmen, zu den weichen, leisen Akkorden der Laute, die ein Alter schlägt. Dann wieder schreitet majestätisch die königliche Standarte, von Quiros selbst getragen, schwere Kreuze aus Apfelsinenholz schwanken über den Köpfen, dazwischen die Würdenträger mit Fackeln in der Hand, dann das Allerheiligste selbst, in goldbeschlagener, scharlachroter Samt-Lade, die Bundeslade der Christenheit gleichsam, überall kniendes, ehrfürchtiges Volk, darunter auch ein Schwarzer, in schillerndem Taft, mit Pfeil und Bogen, tief bewegt und stolz das Kreuz über der Brust, wie denn auch an andrer Stelle die Schwarzen ein gefallenes Kreuz wieder aufgerichtet und geschmückt haben. Bald schreitet, bald steht der Zug, Staub wirbelt auf in durchsonnten Schleiern, blaue Wolken süssen Weihrauchs wallen fromm und still zwischen dunklen Stämmen zur grünen Wölbung empor. Dabei singen und trillern die Vögel im Diskant, leise schwanken die Blüten und Zweige, das Meer liegt «zahm und gehorsam», eine leichte Bise frischt «den schattigen, lieblichen Ort, damit ja nichts fehle». Und dazwischen blitzen die Waffen und funkeln die Gefässe und leuchten die Farben der Ministranten und brennen die bunten Gehänge der festlichen Menge, und «bei soviel Getümmel eine solche Harmonie» — da können «viele der Rührung nicht mehr Herr werden und schützen anderes vor, wenn sich die Augen feuchten.» Ueber Land und Meer und alle Ergriffenheit aber schallt immer wieder der Chor der Franziskaner und trägt das Lied des Thomas von Aquin, jene feierliche Sequenz des italienischen Sprösslings aus schwäbischem Grafengeschlecht in diesen nie geträumten Erdenwinkel:

Pange lingua gloriosi
Corporis mysterium!

So rauscht dieser ungetrübt glückliche Tag dahin, mit heiligen Messen und geistiger Zehrung am Morgen, mit der heiligen Siesta und den Wonnen des Leibes am Mittag. Bald lagert ein jeder im Kreise seiner Kameradschaft, um brodelnde Töpfe und fleissige Flammen und volle Tische im Schatten der Riesenbäume, bis Musik und Tanz und froher Mund die erlösende Kühle des Abends grüssen. Quiros aber geht nocheinmal hinaus zu dem stillen Feld, das er gesät und das ihm so freundlich dankt. «Glücklich war dieser Tag zur Ehre des Höchsten in fernen, dunklen Landen», ruft er aus. Kein prahlendes Wort wird geduldet, kein falscher Ton darf den Frieden des innersten Dankes stören. Was ihnen glückte, war «glückliche Führung» allein und die bürgende Treue des Himmels. Noch einmal verdichtet sich das Erlebnis des Tages, das Geheimnis der Wege, die Herrlichkeit des Landes und der Sinn der gekrönten, ach unwiederbringlichen Stunde zu so mächtigen Ansturm, dass nur noch der Hymnus, die Dichtung ihn zu tragen vermag. Belmonte, der junge Dichter an Bord, ist es, dem eine Stanze zuwächst, eine sehnsüchtige, unerfüllte aus der «Araucana» des Alonso de Ercilla. Aber was dieser einst nur von ferne geschaut wie Mose vom Berge, ist ihm, ist ihnen nun erschlossen und aufgetan. So kehrt er getrost den Sinn jener sehnenden Oktave um, blickt hinüber zu den schweigenden Bergen und Wäldern von Espiritu Santo und spricht über sie wie segnend und erfüllend zugleich die hohe Strophe vom hohen Bord, Wort um Wort, Zeile um Zeile, bis die eine Stanze wie die reine, runde, gebundene Stimme des Herzens in die schimmernde Tiefe der Nacht fällt:

«Siehst du die Länder, unendlich gestreckt,
offen und weit in erleuchtetem Glanz?
Ihre Scholle betritt, ach endlich entdeckt,
der Fuss dieser Männer des christlichen Lands!
Seit ewigen Zeiten in Wolken versteckt
und verhüllt lag ihr dunkelnder Kranz,
bis Gott ihr Geheimnis gnädig entband —
und tiefer nur schwieg, was geheimnisvoll stand!»

Otto Kübler-Sütterlin.

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Staatsbürgerliche Ecke

Die Rechte des Bürgers

Da wir früher einmal von den Pflichten des Bürgers gegenüber dem Staat gesprochen haben, so können wir nun zur Abwechslung einen Katalog der verschiedenen Rechte aufstellen. Denn es liegt schon im Wesen der Demokratie, dass dem Volk durch die Verfassung eine Menge von Rechten gewährt und garantiert werden, die wir am besten und einfachsten in drei Gruppen einteilen.

Da wären als erste die individuellen Freiheitsrechte zu nennen, die sogenannten Grundrechte, die ja ziemlich jedermann bekannt sind. Natürlich ist die Grundlage der individuellen Freiheitsrechte die Rechtsgleichheit, die im Artikel 4 der Bundesverfassung verankert ist, der besagt, dass alle Schweizer vor dem Gesetz gleich sein sollen, und dass weder Untertanenverhältnisse noch Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familie oder bestimmter Personen bestehen. — Wieso sich allerdings diese Rechtsgleichheit nur auf die Männer erstreckt und eine Ausnahme dieser Rechtsgleichheit darin besteht, dass die Frauen von den politischen Rechten ausgeschlossen sind — darüber besteht Uneinigkeit. Diese Ungleichheit auszumerzen, darum kämpfen ja alle Frauen, die sich für das Frauenstimmrecht einsetzen. — Die individuellen Freiheitsrechte sind zum Teil schon sehr alt und waren auch schon in den Kantonsverfassungen garantiert, bevor die Bundesverfassung von 1848 geschaffen wurde. Und da drei der wichtigsten Grundrechte, nämlich die Garantie der persönlichen Freiheit, die Eigentumsgarantie und das Hausrecht schon in allen Kantonen anerkannt waren, wurden sie in der Bundesverfassung gar nicht mehr aufgenommen. Dagegen sind die folgenden Rechte verankert — in der Reihenfolge der einzelnen Artikel: Die Handels- und Gewerbefreiheit in Art. 31, die Niederlassungsfreiheit in Art. 45, die Religionsfreiheit in Art. 49 und 50, die Ehefreiheit in Art. 54, die Pressefreiheit in Art. 55, die Vereinsfreiheit in Art. 56, die Petitionsfreiheit in Art. 57, die Abzugsfreiheit in Art. 62. Da die meisten von ihnen bekannt sind, wollen wir nur eines als Beispiel herausgreifen, nämlich die Petitionsfreiheit, von der ja die Frauen auch schon Gebrauch gemacht haben. Sie ist zwar heute nur noch von geringer und untergeordneter Bedeutung, während sie in Monarchien und in der Schweiz früher, bis zum Anfang der demokratischen Bewegung, von sehr grosser Wichtigkeit war. Weil andere — politische — Rechte an ihre Stelle getreten sind, so die Initiative, wird nur noch selten von der Petitionsfreiheit Gebrauch gemacht. In ihr ist das Recht des Volkes enthalten, ganz ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters, ja selbst der Nationalität, dem Staat und seinen Behörden Vorschläge und Anregungen jeglicher Art zu unterbreiten, vor allem auf dem Gebiet der Gesetzgebung. Aber die Behörden werden durch diese Eingaben zu nichts weiter verpflichtet, als sie entgegen zu nehmen. Wir denken hier an die Petition der Schweizer Frauen über die Einführung des Frauenstimmrechts vom Jahre 1929! Kommentar überflüssig!

D. V.

---

sätzlich in einer Richtung gehen. Dagegen ist der BSF eine Dachorganisation weit unterschiedlicherer Vereinigungen. Er vertritt die Fraueninteressen, und in manchem Gebiete gehen diese auch in einer Richtung. Doch wo es sich um wirtschaftliche Belange handelt, können diese Fraueninteressen sehr partei- und standortgebunden sein und recht weit auseinandergehen. (Siehe Landwirtschaftsgesetz!) Auch zum Beispiel bei Steuergesetzen können die Ansichten der Frauen, je nachdem, welcher wirtschaftlichen oder politischen Gruppe sie angehören, sehr verschieden sein. Somit ist folgende Beantwortung der Frage lit. c. als gegeben:

Der BSF als Ganzes hat sich einer Beteiligung an politischen Aktionskomitees vor Abstimmungen zu enthalten. Hingegen können einzelne Verbände, Wirtschaftsgruppen und politische Vereinigungen an den BSF beziehungsweise an seine Geschäftsstelle gelangen und diese beauftragen, in ihrem Namen, sei es einzeln oder gruppenweise, sich dem oder jenem Aktionskomitee anzuschliessen. Es kann dann natürlich vorkommen, dass sich die Geschäftsstelle im Namen der Gruppe A dem Aktionskomitees ausserhalb seines Rahmens ausgedoch für ein und dieselbe Vorlage dagegen anschliesst. Doch was macht das aus? Die Geschäftsstelle handelt ja nicht von sich aus, sondern im Auftrag der Gruppen, und der BSF an sich ist ja eine «neutrale Dachorganisation». Der Abstimmungskampf wird dadurch nicht innerhalb des BSF, sondern durch die Beteiligung an den Aktionskomitees ausserhalb seines Verbandes ausgetragen. Wenn wir uns — was ich nicht bezweifle — innerhalb des BSF trotz der verschiedenen Ansichten nett und sachlich unterhalten und dafür sorgen, dass die Kirche mitten im Dorfe bleibt, so stellen wir damit bloss unsere politische Reife unter Beweis, die man uns in Stimmbürgerkreisen so gerne abspricht!

Wer hat weitere Ideen zum Thema? J.

Richtigstellung

Zur Berichterstattung über den «Runden Tisch» des BSF im Frauenblatt («Arbeit und Lohn der Frau», 6. Februar 1953) möchte ich um folgende Klarstellung bitten:

Als Unternehmerin kann ich heute noch nicht für eine Ratifikation des Abkommens eintreten, weil mir die praktischen Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit einer sofortigen Durchführung allzu sehr bewusst sind. Und dass der Bundesrat nur internationale Abkommen ratifizieren will, für deren Einhaltung er die Verantwortung übernehmen kann, sei immerhin zur Ehre unseres Landes vermerkt. Mein Vorbehalt heisst nun aber gar nicht, dass ich im Prinzip nicht für den gleichen Lohn bin, wenn die Voraussetzungen dafür geschaffen sind. Ich begrüsse die entfachte Diskussion und hoffe, sie führe eines Tages zum Ziel, das heisst zur Annahme des Abkommens. Wir müssen uns allerdings bewusst sein, dass das Problem des gleichen Lohnes auch mit dem der politischen Gleichberechtigung der Frau zusammenhängt.

E. Gfeller, Horgen

150 Jahre Frauenarbeit im Kanton St. Gallen

1803 bis 1953

Dieses Jahr begeht der Kanton St. Gallen das Jubiläum seines 150jährigen Bestehens. Das Programm ist festgelegt; der Kanton steht mitten in den Vorbereitungen. Da eine geplante kantonale Ausstellung fallengelassen worden ist, haben wir St. Galler Frauen uns entschlossen, selbst in einer eigenen Ausstellung «150 Jahre Frauenarbeit im Kanton St. Gallen 1803 bis 1953» zu zeigen, was seit dem Jahre 1803 Frauen auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben.

Die Ausstellung wird umfassen:

1. Die Frau in der Industrie, im Gewerbe, in Haus- und Landwirtschaft.
2. Die Frau als Erzieherin, Schule, Berufsausbildung.
3. Die Frau als schaffende Künstlerin; Bildende Kunst, Musik, Literatur usw.
4. Die Frau in den akademischen Berufen.
5. Die Frau in den Vereinen.

Es handelt sich also einerseits um eine historische Rückschau, anderseits um die lebendige Dokumentation der Leistungen der Frau in der Gegenwart. Es wird eine in sich geschlossene Ausstellung sein, ohne jeglichen Messecharakter.

Die Ausstellung wird auf die Jubiläumsfeiern hin, auf den 22. August, ihre Tore öffnen und bis zum Schluss der Olma, also Mitte Oktober, geöffnet bleiben. Sie findet in den Ausstellungsräumen des Neuen Museums im Stadtpark statt, in der Nähe der Olma, und hofft damit auch auf viele auswärtige Besucher.

Trägerin der Ausstellung ist die Frauenzentrale St. Gallen. Den einzelnen Gruppen ist volle Freiheit der Darstellung im Rahmen des verfügbaren Platzes überlassen.

Mit Begeisterung gehen wir St. Galler Frauen zu Stadt und zu Land an die Ausführung unseres Planes!

G. B.

Frauen als Richterinnen

Bald wird es als durchaus normal angesehen werden, dass die Frauen, die den Gerichten unterstellt sind und auch den Gesetzen gehorchen müssen, einen Sitz im Gericht haben und Recht sprechen können. Es wurde schon in der Presse hervorgehoben, dass im vergangenen Juli zum ersten Mal in der Schweiz zwei Frauen als Geschworene dem Kriminalgericht von Lausanne angehörten, das einen jungen Verbrecher für Räuberei, Diebstahl und Betrug aburteilte. Vor einigen Wochen hat eine Frau im Bezirksgericht Aigle den verhinderten Gerichtsschreiber ersetzt, sind doch im Kanton Waadt alle kantonalen Ämter den Frauen zugänglich. Und seit vielen Jahren bemühen sich in 14 Kantonen die Frauen in den Jugendgerichten, die jungen Rechtsbrecher wieder auf den rechten Weg zu führen.

In Frankreich, wo die bürgerliche Gleichheit Gesetz ist, wo die Frauen in allen Gebieten mitarbeiten, die der Schweizer Staatsbürger für sich allein reserviert, fehlen merkwürdigerweise die Frauen in den Jugendgerichten. Aber man zählt 90 Frauen in den Gerichten erster Instanz, 5 Frauen in den Handelsgerichten. Wenn es noch keine Frauen im Appellationsgericht gibt, so nur deshalb, weil dazu mehrere Jahre Praxis im Gericht erster Instanz erforderlich sind; die Reform, die den Frauen diese Rechte gewährte, datiert jedoch erst von 1946. Die Frauen sind auch Friedensrichter: 1948 waren es 7, 12 im Jahre 1950 und 36 dieses Jahr, davon zwei im Seine-Departement.

Anfangs August gab es schon Gerichte, die mehrheitlich aus Frauen zusammengesetzt waren. Es wird nicht mehr lange gehen, so wird man die Anwesenheit der Frau im Gericht ganz natürlich, ja notwendig empfinden, und mit Recht wird es heissen, das sich hier ihre Eigenschaften zum Wohle der Gemeinschaft entwickeln können.

F. S.

(Aus «Schweiz. freie Volkszeitung», St. Gallen, 12. 12. 1952.)

Von Büchern

Wie wir lernen von Walter Guyer, Rentsch-Verlag, Zürich.

In der psychologisch-pädagogischen Literatur des 20. Jahrhunderts nimmt das Lernproblem einen bedeutenden Platz ein. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hatte sich die Diskussion, sofern sie nicht allgemeinen Erziehungsfragen gegolten hatte, in erster Linie um Auswahl und Wertung der Bildungsgüter und um die Kunst des Unterrichtens gedreht. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte mit der experimentellen Psychologie und Pädagogik eine systematische Untersuchung des Lernproblems ein. Im 20. Jahrhundert hat sich die Literatur darüber stark erweitert. Besonders ausgedehnte Studien verdanken wir amerikanischen Psychologen. Nun hat ein Schweizer eine Darstellung des Lernproblems herausgegeben: Walter Guyer, Wie wir lernen. Versuch einer Grundlegung. (Rentsch-Verlag, 1952, in Leinen Fr. 19.75.)

Die grössere Anzahl der europäischen Didaktiker hatte bisher das Lernproblem im Zusammenhang mit den Problemen des Lehrens behandelt; einige haben es sogar stillschweigend als gelöst und bekannt vorausgesetzt und in ihren Erörterungen der Unterrichtsfragen einfach darauf Bezug genommen. Guyer widmet den ersten Teil seines Buches gesondert dem Lernvorgang, und stellt dann im zweiten Teil die Lehrarten dar. Vollständig zu trennen sind allerdings Lernprozess und Lehren nicht, weil das natürliche Lernen weitgehend durch die Lehrabsicht der menschlichen Umgebung angeregt und unterstützt wird; aber eine zusammenfassende Darstellung der geistigen Funktionen im Lernenden ist dennoch möglich und wertvoll.

Guyer geht von einer breiten Basis aus; er berücksichtigt insbesondere amerikanische Forschungsergebnisse, um den Lernprozess zu analysieren. Er verfolgt Voraussetzungen, Bedingungen und Formen des Lernens und weist auch auf die jeweiligen Lernschwierigkeiten hin. Im zweiten Teil werden die durch Tradition und Erfahrung bekannten Unterrichtsformen beschrieben und als Hilfen für den Lernenden mit dem Lernvorgang in Beziehung gesetzt.

Im zweitletzten Kapitel befasst sich Guyer mit den Unterrichtsprinzipien und im letzten mit der Lehrerpersönlichkeit und den Fragen der Lehrerbildung.

Das gehaltreiche Buch verschafft dem erzieherisch Interessierten Einblick in Probleme, die Psychologen und Pädagogen der Gegenwart bewegen. Es zeigt den natürlichen Erziehern, wie sehr sich die Pädagogik um die Erforschung des Lernens bemüht, um mit Hilfe der Forschungsergebnisse die traditionellen Lehrmethoden zu durchleuchten und zu verbessern. Solche Durchleuchtung gibt jeder Lehrart ihren berechtigten Platz und bewahrt vor Einseitigkeiten, wie sie leicht denen passieren, die sich lediglich von Traditionen oder von didaktischen Modeströmungen oder von ihren persönlichen Impulsen leiten lassen.

Emilie Bosshart

Veranstaltungen

Bern: Schweizerischer Lyceum-Club, Gruppe Bern. Freitag, den 27. Februar, 16.30 Uhr: Konzert von Gabrielle Galli-Angelini, Mitglied des Lyceums in Rom, Klavier. Werke von Scarlatti, Clementi, Chopin, Sganbati, Marucci. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Mittwoch, 4. März, 20.15 Uhr: «Berns ewiger Bund mit den Waldstätten vom 6. März 1353». Ansprache von Herrn Altbundesrat von Steiger. Musikalische Einrahmung durch Marguerite von Siebenthal, Violine, und Rosmarie Stucki, Klavier.

Bern: Bernischer Hausangestelltenverein. Montag, 9. März, 20 Uhr, im Uebungssaal, Zeughausgasse 39: Vortrag von Fräulein Rosa Neuenschwander: «Die Hausangestelltennot, ihre Ursachen und ihre Behebung.»

Winterthur: Frauenstimmrechtsverein. Mitgliederversammlung Freitag, den 27. Februar 1953, 20 Uhr, im «Herkules», Kaffeestube. 1. Mitteilungen des Zentralvorstandes. 2. Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für FSR (9./10. Mai in La Chaux-de-Fonds); Anträge unserer Sektion; Wahl der Delegierten. 3. Frauenbefragung im Kanton Zürich. 4. Verschiedenes.

Winterthur: Schweiz. Bund abstinenter Frauen, Ortsgruppe Winterthur. Generalversammlung Samstag, den 28. Februar 1953, 19 Uhr, im «Herkules», 1. Stock, Traktanden: 1. Begrüssung, Gesang. 2. Wahl von zwei Stimmenzählerinnen. 3. Protokoll der letzten Generalversammlung. 4. Jahres- und Kassabericht. 5. Bericht von Wiegenband, Goldenbuch und Kaffeeverkauf an Markttagen. 6. Wahlen, Verschiedenes. Nach den Verhandlungen werden wir bei Kaffee und Kuchen unseren Glücksack zirkulieren lassen. Für entsprechende Gaben sind wir herzlich dankbar. Dieselben können bei unserer Präsidentin, Frau A. Gubler-Stauber, Schwalmenackerstrasse 16, oder am Abend der Generalversammlung abgegeben werden. Wir freuen uns auf eine grosse Beteiligung. Gäste sind herzlich willkommen.

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 2. März, 17 Uhr: Fräulein M. L. Schumacher: «Meine Erfahrung in der ersten Kinderlesestube Zürich» und Fräulein Strehlin: «Blinden-Bücherei in Tonaufnahmen». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Schweizer Wanderleiterkurs Frühling 1953

Soeben erscheint das Programm des Schweizerischen Wanderleiterkurses, der vom 6. bis 10. April dieses Jahres im Tessin stattfinden wird. Aufbau und Inhalt sind dieses Mal wesentlich anders. Einerseits soll versucht werden, die Teilnehmer in vermehrtem Masse an der praktischen Mitarbeit zu beteiligen, andererseits geht es darum, Mittel und Möglichkeiten eines besseren Kontaktes mit der fremden Landschaft und deren Bewohner zu ergründen. Lehrerinnen, Lehrer, Jugendgruppenleiter und Helferinnen werden für ihre eigene Jugendarbeit viel Hilfe und Bereicherung finden. Sicher wird der Kurs aber auch noch dazu helfen, dass wir neben Lenkstange, Lenkrad und Bahnabonnement unsere Beine nicht vergessen und wieder einmal wandern. Programme und nähere Angaben sind erhältlich beim Schweizerischen Bund für Jugendherbergen, Seefeldstrasse 8, Zürich 8.

Radiosendungen

1. bis 7. März 1953

sr. Montag, 2. März, 14 Uhr: «Notiers und probiers»: «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Oesterliche Vorarbeiten. — Kleinigkeiten. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 4. März, 14 Uhr: «Frauen die ein Land regierten». Agnes von Segesser: «Anne de France, dame de Beaujeu.» — Donnerstag, 5. März, 14 Uhr: «Liselotte von der Pfalz im Lichte neuerer Forschung». — Freitag, 6. März, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau»: 1. «So lebt die spanische Hausfrau», von Annemarie Schwyter. 2. «Es Gspröök nach em Nachtässe» von A. Halbert. — Samstag, 7. März, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau»: Heinz Fischer-Karwin: «Hôtesse de Paris — ein neuer Beruf». Adèle Althaus: «Modebericht für die Vielbeschäftigte».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

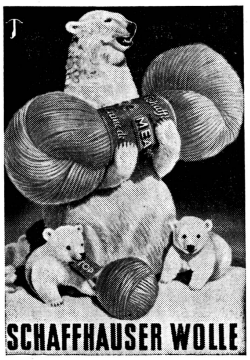
Zu verkaufen in
Bad-Ragaz
gut eingeführte
Fremden-Pension
(10 Betten)
gegen Barzahlung.
Nötiges Kapital
Fr. 11,000.—
Offerten sind erbeten unter Chiffre: AR 3105 Ruckstuhl-Annoncen Zürich 32

Inserieren bringt Gewinn!

Bieri-Möbel
seit 1912 gediegen preiswert
Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7



Der empfindliche Magen braucht reines Pflanzenfett
»Schweizer Perle«
Ein Kochfett Ia
das nicht enttäuscht
SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Maruba
SCHAUMBÄDER
im Dienste Ihrer Schönheit

Benützen Sie den wirksamen Maruba-Schönheitsschaum regelmässig für Ihre Körper- und Gesichtspflege. Er ist ein wahrer Jungbrunnen für die Haut. Zarte Parfüms (Lavande, Rose, Eau de Cologne, Fichten) geben das Gefühl wohltuender Frische (kein unangenehmer Seifengeruch). Da garantiert frei von Petrolderivaten, entkalkt Maruba das Badewasser in wirksamer Weise und ist deshalb für Kinder und Personen mit empfindlicher Haut sehr zu empfehlen.

MARUBA ist besser, weil hergestellt auf Basis edler pflanzlicher Oele und Fette, mit Zusatz naturreiner ätherischer Oele.

MARUBA hat sich seit Jahren im In- und Ausland millionenfaches Vertrauen erworben, weil Schweizer Qualitätsprodukt.

MARUBA ist vorteilhafter: 30—40 Rp. für ein Vollbad beim Kauf einer Vorratsflasche.

Flacons zu Fr. —.70, 3.45, 6.30, 14.40, 24.75. In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur.

Neu: Bain de Mousse **MARUBA DE LUXE**

Produits Maruba SA., Zürich